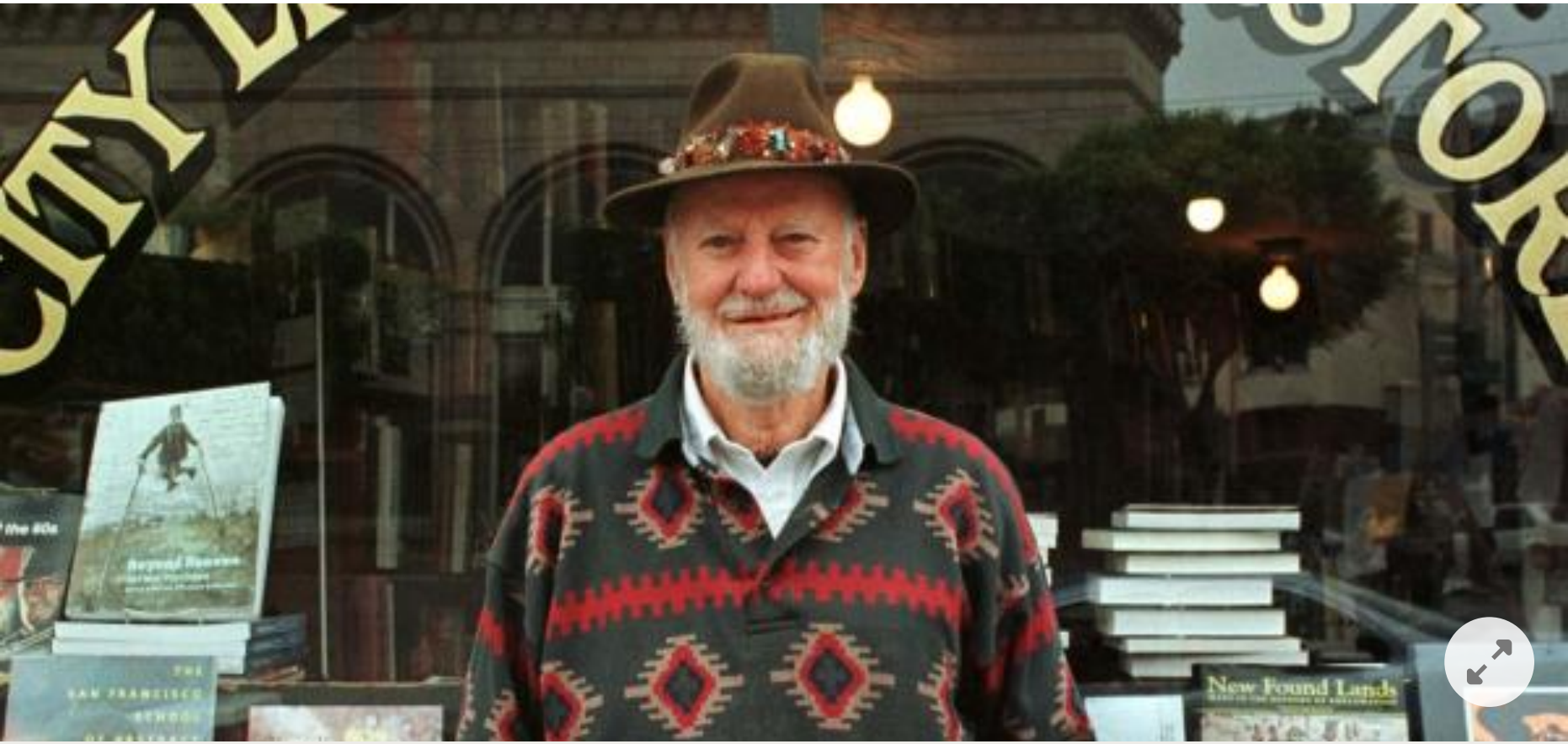


Der letzte Beatnik wird hundert Jahre alt

Stand: 08:17 Uhr | Lesedauer: 6 Minuten

Von Stefan Buck



Der Hundertjährige, der eine Buchhandlung gründete: Lawrence Ferlinghetti vor den City Lights in San Francisco
Quelle: REUTERS / Clay Mclachlan

Kerouac, Burroughs, Ginsberg: Die Beat-Generation ist lange Legende. Lawrence Ferlinghetti aber hat seine wüsten Freunde um Jahrzehnte überlebt. Und schenkt sich zum 100. Geburtstag eine Autobiografie.

Es ist die grammatische Entsprechung einer unmöglichen Existenz und doch eine Form des Möglichkeitssinns. Sie taucht erst ganz spät im Roman auf, aber wer von ihr liest, wird sie nicht mehr vergessen, weil sie das Sinnbild des Lebens an sich ist: die vierte Person Singular. Sinnbild für die Selbstentfremdung des modernen Ichs, das in „Little Boy“ immer wieder auftaucht und von der Vergeblichkeit allen Fahrens in den Landschaften der Erinnerung zeugt.

Little Boy, das ist Lawrence Ferlinghetti, der am 24. März seinen 100. Geburtstag in seiner Geburtsstadt New York hoffentlich ausgelassen feiert. Sein autobiografischer Roman (<https://www.welt.de/themen/romane/>) „Little Boy“, der gerade auf Deutsch in der

Übersetzung von Ron Winkler erschienen ist (Schöffling, 214 S., 22 €), schildert ein wahrlich ungewöhnliches hundertjähriges Leben.

Nach ersten Jahren in den Vereinigten Staaten gab ihn die Familie zu einer Tante nach Frankreich, wo er in der Nähe von Straßburg aufwuchs. Das Grün der elsässischen Landschaft leuchtet in der Erinnerung, ohne dass der Leser zunächst mehr über die doch schmerzhaft Trennung von seiner eigentlichen Familie erfährt.

Später geht Ferlinghetti nach Paris und lässt sich durch das Leben eines klassischen Bohemiens treiben. Der Literatenexistenz zum Trotz vollendet er ein Studium an der Sorbonne mit einer Dissertation über „Das Symbol der Stadt in der Dichtung der Moderne“.

City Lights

Der Einfluss der Pariser Jahre, der französischen Literatur in Form des Surrealismus (Apollinaire und Breton sind Ferlinghettis Kronzeugen) ist im gesamten Text nachvollziehbar, vor allem sieht sich Ferlinghetti in der direkten Nachfolge Baudelaires und Rimbauds, seine Maximen sollen rauschhaftes Erleben und Dichten sein. Auf den ersten 40 Seiten wird noch konventionell, ja fast hölzern über die frühen Jahre und äußeren Lebensumstände berichtet.

Doch dann beginnt die *Navigatio Vitae* des kleinen Jungen Fahrt aufzunehmen. Hierzulande ist Ferlinghetti nur Kennern der Beat-Generation vertraut, obwohl er sich früh und in erster Linie einen Namen als Verleger von Allen Ginsberg und dessen Gedichtband „Howl“ (1956) machte. Das Erscheinen des Bandes führte zu einem Prozess wegen Obszönität, aber Ferlinghetti wie Ginsberg wurden am Ende freigesprochen.

Was er mit der Gründung der Buchhandlung City Lights (<http://www.citylights.com/>) begann, führte er mit seinem eigenen Verlag weiter und kam so in Kontakt mit den Propheten der amerikanischen Bohème – jener mythischen Generation der Fünfziger- und Sechzigerjahre, William Burroughs und Jack Kerouac etwa.

Kein Punkt, kein Komma, kein Ich

Ferlinghetti zitiert sie in seinen Memoiren immer wieder, vertraut mit ihren Spitznamen, und feiert sie als Helden im Kampf gegen das verkommene Establishment der saturierten amerikanischen Gesellschaft. Zwar finden hin und wieder auch konkrete historische Ereignisse wie der Schrecken der Atombombe und der Vietnamkrieg Erwähnung, doch von einer *littérature engagée*, wie Ferlinghetti sie an mancher Stelle einfordert, kann hier kaum gesprochen werden.

Es geht allein um das Ich, von dem stets im Wechsel berichtet wird, ob aus der Perspektive eines auktorialen Erzählers oder im inneren Monolog. So ist „Little Boy“ ganz dem Meister Kerouac (</kultur/article1153679/Jack-Kerouacs-Drogentrip-ins-Paradies.html>) verpflichtet, der genau diese Form in der Darstellung von Autobiographie und Vision empfahl. Nur begibt sich das Ich im Buch auf die Suche nach seinem disparaten Selbst.

Das uferlose Textgefüge, in dem ohne Unterbrechung, nur dem Bewusstseinsstrom folgend, ein gewaltiges Leben zur Darstellung kommt, verdeutlicht die Zerrissenheit seines Denkens und Empfindens: Kapitel fehlen, Satzzeichen fehlen völlig, und Anhaltspunkte für Dichter und Leser bleiben allein die ständigen Verweise auf Weltliteratur in allen ihren Schattierungen und Epochen.

Das Innenohr der Fliege

Joyce wird mehrfach erwähnt, und Beckett widmet Ferlinghetti eine wunderbare Hommage gegen Ende des Romans: „Während in meinem trauten kleinen Nachbarschaftscafé eine flotte kleine Nachbarschaftsfliege auf meinem Tisch prangt... Aber sie war total gelangweilt... ich konnte nicht hören, was das Innenohr der Fliege hörte – unseren unausgesprochenen Bewusstseinsstrom.“

Das ist nicht nur eine Reminiszenz an Becketts Murphy, sondern auch ein klarer Verweis auf die angewandte Form seiner Darstellung. Dante Alighieri taucht genauso auf wie Platon, im grenzenlosen Erzählen begegnen uns ganze Heerscharen von Dichtern. Sie alle sollen dabei helfen, sich zu erinnern, so empfindet der Autor

[\(https://www.welt.de/themen/autoren/\)](https://www.welt.de/themen/autoren/) einmal gar wie Marcel Proust auf dessen Suche nach der Vergangenheit.

Aber dieser Malstrom droht stets, alle Bilder seiner Erinnerung zu verschlingen. Es geht hin und her in den Jahrzehnten, orgiastische Bilder verschwinden hinter nicht immer geglückten philosophischen Erkenntnissen. Manches wirkt redundant, einiges banal.

So erscheinen Verweise auf Bilder des Stumpfsinns der Internetgeneration oder Pussy Riot zwar für einen Hundertjährigen erstaunlich, doch etwas aufgesetzt. Stark ist Ferlinghetti vor allem dort, wo er sich in seiner chaotischen Biographie [\(https://www.welt.de/themen/biografien/\)](https://www.welt.de/themen/biografien/) auf Nebenwegen verliert und doch immer wieder an den Großen der Literatur festhält und so überlebt. Dieser moderne Picaro-Roman schenkt dem Leser so viele literarische Hinweise, dass sich allein schon aus diesem Grund die manchmal ermüdende Lektüre lohnt.

„A Coney Island of the Mind“

Das berühmte „Je est un autre“ von Arthur Rimbaud führt ihn letztlich zu der einzigen sicheren Erkenntnis seiner selbst, der „vierten Person Singular“. Das eigene Ich verblasst hinter all den Momenten seines Lebens, dem Rausch und dem Sex, den Begegnungen und Erfahrungen.

Vergeblich scheint er nun doch die Vergangenheit zu feiern und zu beschwören. Das, was der Berichterstatter wirklich suchte, muss ihm verborgen bleiben. Was er sieht, sind nur die Umrisse seiner traumhaft erlebten Existenz. Calderon della Barcas Diktum „La vida es un sogno“, als Motto für „Little Boy“ von Lawrence Ferlinghetti erwähnt, wird auf diesen gut 200 Seiten spektakulär illustriert.

Voller Verachtung gegenüber einer für ihn korrumpierten, verkommenen Welt schützt sich der Autor gegen Anfechtungen des Profanen, indem er sich seiner selbst in diesem Lebenstraum als Dichter des Schönen in der Begegnung mit den poetischen Heroen versichert.

Möglicherweise erträumt er sich damit aber auch, das Alter Ego eines Poeta Doctus zu sein, um endlich zur Selbstfindung zu gelangen. So wie er die Vögel in „Little Boy“ leitmotivisch einsetzt, die immer wieder auftauchen (vorzugsweise seine geliebten Krähen), so bleibt auch die ewig kreisende Bewegung eine Art Poetik für Ferlinghettis Dichtung.

Bereits in seinem wohl stärksten Text „A Coney Island of the Mind“ von 1958 schildert er in 29 Strophen mit dem Bild des sich ewig drehendem Karussells die ersten Jahrzehnte seines Lebens und dessen Wahrnehmungen. Ferlinghetti nennt es den Zirkus der Seele. Erst mit der letzten Vorstellung dieses Zirkus würde sein Leben einst enden und damit die Welt, die ohne ihn nicht existieren kann.



© Axel Springer SE. Alle Rechte vorbehalten.

Die WELT als ePaper: Die vollständige Ausgabe steht Ihnen bereits am Vorabend zur Verfügung – so sind Sie immer hochaktuell informiert. Weitere Informationen: <http://epaper.welt.de>

Der Kurz-Link dieses Artikels lautet: <https://www.welt.de/190740667>